

déclassés-layabouts, prostitutes and the permanently unemployed, quite often served as secret agents of the Portuguese. The workers on the whole joined spontaneously the national liberation movement. The strongest support for the liberation movement came from those persons, mainly the young ones, who constantly move between the village and the town. These are the types, attracted by the city lights but are unable to secure a permanent foothold there. They were very useful for spreading the new ideas and many of the P.A.I.G.C. cadres came from this group.

Cabral insists that in the circumstances of Guinea, the only class capable of taking over the machinery of state, in the absence of a proper bourgeoisie or a class-conscious proletariat, is the petite bourgeoisie. This class must choose whether to ally itself with reactionary groups in the country and thus defend its class interests or join the workers and peasants in order to complete the revolution.

The P.A.I.G.C. is an avant-garde party which does not admit just anybody: it insists on some understanding of the principles and objectives of the party. Some of these principles are: collective leadership, democratic centralism, revolutionary democracy, criticism and auto-criticism. The cult of personality, not even that of Cabral, was to be tolerated in the Party.

Cabral considers culture as an important element in the struggle for national liberation and also appreciates the need for a return to one's cultural roots. But he objects to the mystification of the masses in the name of inherent African cultural values whether this be under the name of *négritude* or African personality. He is for a re-evaluation of African culture in order to determine which elements are relevant to present day problems.

A constant theme in *Unité et lutte* is African unity. The struggle in Guinea was for Cabral, only a part of the general struggle of the African peoples against imperialism. He expected the fight for unity to be a long one but he was confident of its eventual realization.

It is not possible within a short review to do justice to the wealth of ideas contained in Cabral's writings. One thing however is certain: *Unité et lutte* will take its place besides *Les damnés de la terre* and *Neo-colonialism*.

Kwame Opoku

CARMEL CAMILLERI

Jeunesse, Famille et Développement. Essai sur le changement socio-culturel dans un pays du Tiers Monde (Tunisie)

Editions du Centre National de la Recherche Scientifique,
Paris 1973, 506 S.

Das Buch befaßt sich mit einem Teilproblem der Akkulturation, indem es die sozio-psychologischen Effekte auf die tunesische Familie durch den Zusammenprall zweier gegensätzlicher Wertsysteme beschreibt — des herkömmlichen, von islamischer Tradition geprägten und des europäischen, im wesentlichen französischen Wertsystems. In seinem 1. Teil wird das klassisch-islamische Familienbild mit seiner Rollenverteilung auf die einzelnen Angehörigen — Ehemann, Ehefrau, Kinder und andere männliche Verwandte — dargestellt. Dabei geht der Verfasser davon aus, daß bis zum Beginn der französischen Kolonisation die Familie in ihrer in Tunesien vorherrschenden Form als Großfamilie ein intaktes Gebilde mit festgefü-

ten Wertvorstellungen und entsprechend koordinierten Verhaltensmustern war. Das Zeitalter der Kolonisation stellt demgegenüber den Beginn eines bis heute nicht abgeschlossenen Umbruchs dar, der insbesondere das Zusammenleben innerhalb der einzelnen Familien — d. h. der einzelnen Mitglieder zueinander — nachhaltig beeinflußt hat. Den Ausgangspunkt für diese Veränderungen innerhalb der Familie sieht der Verfasser in der Zerstörung des wirtschaftlichen Gleichgewichts, das s. M. nach vor der französischen Kolonisation in Tunesien herrschte¹.

Der Verfasser schildert mit Hilfe einer ausgedehnten Kasuistik das Verhalten der einzelnen Familienmitglieder zueinander, wie es aus den durch die französische Kolonisation hervorgerufenen veränderten Lebensumständen resultiert; er geht dabei insbesondere auf die Entwicklungstendenz von der Großfamilie zur Kleinfamilie, auf die durch die Industrialisierung verursachte Verschuldung vieler Familien und auf die durch die gesetzlich verankerte Gleichberechtigung der Frau auftretenden Probleme ein. Die Konfliktsituation, die sich aus der veränderten Rollenverteilung der einzelnen Familienmitglieder ergibt, wird besonders deutlich an zwei Fällen: der Heirat zwischen Tunesiern und Europäerinnen und der Ehescheidung, wie sie das europäische Recht kennt, die das *talāq* — die einseitige Verstoßung der Ehefrau durch den Ehemann — ablösen soll. So aufschlußreich die vom Verfasser verwerteten Leserzuschriften zur Frage der Ehe mit Ausländerinnen sind, so entbehren sie doch des repräsentativen Charakters. Zwangsläufig gestatten Anzahl und Inhalt der Leserzuschriften keine prozentuale Umrechnung auf die Meinung der Gesamtbevölkerung; denn Analphabetismus und objektiver Verbreitungsgrad der die Umfrage startenden Zeitschrift relativieren das Ergebnis ebenso wie die Scheu mancher Leser, öffentlich zu dem Problem Stellung zu nehmen. Unter Berücksichtigung dieser Einschränkung bleibt bemerkenswert, daß die tunesische Frau der Ehe eines Tunesiers mit einer Ausländerin überwiegend zögernd, wenn nicht ablehnend gegenübersteht, während der tunesische Mann in einer solchen Ehe überwiegend positive Züge sieht und von ihr zu einem nicht außer acht zu lassenden Teil auch Anstöße für die moderne Entwicklung der tunesischen Frau erwartet.

Bezüglich der Ehescheidung kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Mehrzahl der Scheidungsklagen vom Ehemann eingereicht wird und dieser in der Anerkennung der die Scheidung stützenden Gründe durch das Gericht, wie es die Gründe auslegt, gegenüber der Ehefrau begünstigt wird. Es wäre wünschenswert, wenn dem aus der Zeit nach Erlangung der nationalen Unabhängigkeit (1960) gewonnenen Zahlenmaterial zur Ehescheidung Vergleichswerte gegenübergestellt würden, die sich auf den Stichtag von 1957 beziehen, dem Zeitpunkt, zu welchem der Dualismus zwischen weltlichen und *šarī'a* — Gerichten abgebaut und in Tunesien ein einheitliches Gerichtssystem eingeführt wurde. Interessant wäre auch eine Ergänzung in der Richtung gewesen, ob und mit welcher Häufigkeit Tunesier vor Erlangung der nationalen Unabhängigkeit im Jahre 1960 und auch vor Einführung eines kodifizierten Familien- und Erbrechts im Jahre 1956 für das französische Zivilstatut optierten und damit ihre Ehe den Vorschriften des Code civil unterstellten.

¹ Man vergleiche dazu jedoch die Angaben von André Raymond, *The Cambridge History of Islam*, Bd. 2, S. 266 ff., und von André Nouschi, ebda., S. 299 ff.

Einen weiteren Aspekt der Konfliktsituation entrollt der Verfasser durch die Wiedergabe von Hörerzuschriften einer von der Radiodiffusion-Télévision Tunisienne von Oktober 1958 bis April 1960 ausgestrahlten Sendung, die sich ausschließlich mit den Problemen junger Leute befaßt. Es zeigt sich dabei, daß es nicht nur um eine zugespitzte Variante des Generationskonflikts geht, sondern daß auch die jungen Leute untereinander z. T. noch hilflos nach Verhaltensnormen suchen, die den modernen Lebensumständen — Emanzipation der Frau, berufliche Ausbildung durch weiterführende Schulen — angepaßt sind.

Im 2. Teil seines Buches geht der Verfasser auf die Frage ein, welche Wege es zur evolutionären Bewältigung der im 1. Teil aufgezeigten Probleme der tunesischen Familie gibt, d. h. ob die Krise der Akkulturation nicht zu einer Zerstörung, sondern zu einer Umformung der Familie führt. Der Verfasser geht dabei von den Ergebnissen verschiedener Umfragen aus, durch welche er die Meinung der Jugend zu Fragen des heutigen Familien- und Ehelebens zu erfassen versucht. Um einen repräsentativen Querschnitt zu erlangen, werden drei Altersgruppen von 17 Jahren bis Mitte 30 angesprochen; ferner werden die Befragten nach ihrer Geschlechtszugehörigkeit, ihrem Aufenthaltsort — Tunis, Provinzstädte und Land —, ihrer Ausbildung und ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungsschicht unterschieden, also nach konstanten Fakten, die das Ergebnis der Befragung beeinflussen. Die Antworten reichen von „sehr konservativ“ bis zu „sehr modern“ und werden vom Verfasser in seitenlangen und durch die häufig gebrauchten Abkürzungen teils mühsam verständlichen Statistiken ausgewertet.

Für den Leser interessanter ist die allgemeine Charakterisierung der fünf Gruppen, in welche die Befragten je nach der Art ihrer Antworten eingeteilt werden. So unterscheiden sich z. B. „sehr konservative“ Jugendliche von nur „konservativen“ dadurch, daß letztere zwar die traditionellen Verhaltensnormen im wesentlichen wie die „sehr konservativen“ Jugendlichen akzeptieren, aber im Gegensatz zu diesen bereit sind, über sie zu diskutieren und für sie eine logisch verständliche, der heutigen Zeit angepaßte Rechtfertigung zu finden; sie berufen sich nicht mehr auf den Qurʾān, auf die herkömmliche Übung oder auf die Natur der Sache, in der es z. B. liege, daß die Frau dem Mann untertan sei, um traditionelles Verhalten weiter aufrechtzuerhalten. Auf Grund des Befragungsergebnisses kann man davon ausgehen, daß eine sehr konservative Haltung der Jugendlichen gerade unter Analphabeten verbreitet ist, da diesen Reflexion und Analysierungsvermögen weitgehend unmöglich sind. Doch ist die sehr konservative Einstellung nicht auf diese Gruppe der Befragten beschränkt — wie der Verfasser auch an anderen Beispielen zeigt, daß zwischen den einzelnen Gruppen der Befragten und der Art ihrer Antworten nicht notwendig ein kausaler Zusammenhang besteht, daß vielmehr auch zu einzelnen Fragen von konservativen Jugendlichen Antworten gegeben werden, die mit denen ihrer „modern“ eingestellten Zeitgenossen übereinstimmen. Diese fehlende Blockbildung unter der Jugend sieht der Verfasser als einen wesentlichen Grund dafür, daß die Entwicklung der tunesischen Familie nicht revolutionär, sondern evolutionär verlaufen wird und damit ein Bruch zwischen den Generationen vermieden wird. An verschiedenen Fallstudien wird dieses Ergebnis zum Abschluß illustriert.

In einer zusammenfassenden Betrachtung zeigt der Verfasser Möglichkeiten der Akkulturation auf, wie er sie aus seinen Untersuchungen gewonnen hat; er spricht über die verschiedenen Varianten der Dissoziation, die Umwandlung („transposi-

tion“) alter Verhaltensmuster in eine moderne, zeitgemäße Form und die „mobilisation“, die Übernahme alter Wertbegriffe mit neuem Inhalt. Der Leser vermisst bei dieser Aufzählung von Beispielen, welche die These des Verfassers von der evolutionären Entwicklung der Familien in Tunesien verdeutlichen sollen, ein tieferes Eingehen auf die Gründe, warum es in Tunesien zu dieser und nicht zu einer anderen Entwicklung gekommen ist, warum es nicht wie andere islamische Länder wie z. B. Libyen dem orthodoxen Islam verhaftet blieb oder wie Saudi-Arabien einen sehr konservativen Weg eingeschlagen hat. Welche Rolle das islamische Kulturgut in der Entwicklung der tunesischen Familie spielt, ob es retardierendes oder förderndes Moment ist, bleibt bedauerlicherweise unbeantwortet.

D. Hohberger

BASIL DAVIDSON

Can Africa Survive? Arguments Against Growth Without Development

Heineman, London, 1974, pp. 207

The disastrous performance of the economies of most African countries has led various scholars and non-scholars to ponder over the means by which these countries can solve their problems. The general view, shared by both specialists and non-specialists in the Western European countries and in the United States of America, seems to be that all that the Africans have to do is to follow the patterns set by the European countries which are generally believed to have solved their basic problems. The failure of the Africans is attributed to their unwillingness or inability to follow the traced path. The colonial regimes, it is argued by some, left perfectly viable systems and all that had to be done, was to improve and expand them.

This way of seeing things is of course, completely wrong. The experience of most African countries has shown that the more they try to follow Western European patterns, the less able they are to solve their problems. From the socialist experiments of Nkrumah to the capitalist restoration of Busia, the economy of Ghana, for example, has suffered from the same weaknesses. In other words, the task of creating healthy social and economic structures lies beyond the personalities of the various rulers and even their forms of government. The root cause of the inability of the African countries to solve their basic problems lies in the centuries of colonial frustration. It would have been more than miraculous if these countries emerged from centuries of colonial domination and solved their problems within a short period. What the years of formal independence and neo-colonialism have brought, as Davidson rightly emphasises, is “a new clarity of thought about the realities of Africa’s condition and predicament” (p. 18) and the realization that no half-hearted reform would do.

Those who argue that what is needed in the African economies is an increase in production will have to explain why the increase in the production of cocoa and other export products has not improved the lot of the African peoples. In fact, concentration on these products has reached such a point that agricultural countries such as Ghana and Nigeria have to spend millions of pounds in importing food. Nor will foreign aid help much. As Davidson states, the net effect of foreign aid within the existing international system is to reinforce the system and not to change it: “The productivity of the whole system and relationship grow;